Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 48 (1968-1969)
Heft: 6: "Unrast"

Artikel: Die Unruhe in der deutschen Jugend
Autor: Kaufmann, Richard
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-162136

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Unruhe in der deutschen Jugend

RICHARD KAUFMANN

Zum ersten massiven Aufstand deutscher Studenten kam es im Frühsommer 1967 in Westberlin — überraschend für die deutsche Öffentlichkeit, die gerade gebannt auf den Sechstagekrieg der Israelis starrte, nicht so überraschend für den Berliner Senat. Er musste wissen, was sich an seinen beiden grossen Universitäten ereignete: dass die Studenten sich seit Wochen um negative Informationen aus dem Iran bemühten, dass sie Informanten gefunden hatten, und dass sie entschlossen waren, beim Berlin-Besuch des Schahs von Persien ein Exempel zu statuieren. Sie wollten Deutschland ein für allemal zeigen, welche Besucher der Bundesrepublik *sie* akzeptierten und welche nicht. Nach den Auskünften, die sie eingeholt hatten, war der Schah ein Mörder, Ausbeuter und blutiger Tyrann. Dafür, dass der Berliner Magistrat vorgewarnt war, spricht nicht nur das Erlebnis beim Besuch von Humphrey, dessen Wagen man mit einer Puddingpulver-Bombe attackieren wollte, sondern auch der Import von «Jubelpersern» nach Berlin, kaisertreuen Iraniern, die später kräftig mit Knütteln und Stäben dreinschlugen, gedeckt von der Berliner Polizei. Auf so feine psychologische Weise begegnete die Bürokratie einer lange gärenden Unruhe der Jugend. Man bekämpfte Symptome, wo gezielte Therapie längst überfällig war.

Am Ende der heissen Wochen stand die Erkenntnis, dass die ausserparlamentarische Opposition (APO) ein Machtfaktor geworden war. Der Schah war tief beleidigt, die deutsche Wirtschaft verzeichnete empfindliche Exportverluste, der Regierende Bürgermeister Westberlins trat zurück, die wilden Knüppelattacken der Berliner Polizisten wurden auch von den neutralen Beobachtern verurteilt; und der Tod des Benno Ohnesorg konnte durch kunstvolle Erklärungen — «psychologisch verständliche Notwehrreaktion eines Polizisten, der sich subjektiv bedroht glaubt» — nicht mehr aus der Welt geschafft werden. Als Sieger ging aus dieser ersten Runde der Sozialistische Deutsche Studentenbund (SDS) hervor, der sich schon acht Jahre zuvor von der Sozialdemokratischen Partei getrennt hatte und nun, vorübergehend wenigstens, als Sprecher der APO auftrat, ja, als Sprecher der gesamten deutschen Jugend.

Doch es war, wie sich bald erweisen sollte, ein Pyrrhussieg. Die Studenten besassen kein Programm, keine Organisation, keine zuverlässigen Verbünteten und kein Fussvolk — statt dessen eine negative Ideologie, eine Methode der zwanglosen, unverbindlichen Kontakt-Aufnahme, zahllose «Sympathisanten», die Lippenbekenntnisse ablegten, und als Kampftruppe nur jene aus Amerika bekannten «hard cores» oder harten Kerne, die überall auftauchen, wo Gelegenheit zu einer Demonstration gegeben ist; dazu ein Reservoir von Mitläufern, die sich sporadisch Aktionen anschlossen, falls sie nicht gerade durch Prüfungen, Examensarbeiten, Seminare oder angenehmere Beschäftigungen von der Teilnahme an der Revolution abgehalten wurden. Viele von ihnen betrachteten die unzähligen Spektakel, die sich in den nächsten zehn Monaten in ganz Deutschland wiederholten, sicher nur als «Jux und Tollerei». Hinter dieser Armee marschierte ein zweifelhaftes Gefolge, bestehend aus randalierenden Oberschülern, jugendlichen Kriminellen, Hippies und Gammlern, was den Studenten durchaus bewusst war. Sie selbst wiesen gelegentlich auf diese Tatsache hin — wenn nämlich eine Demonstration allzu sichtbar von dem «Gesetz der Gewaltlosigkeit» abgewichen war.

Ideologie ohne konstruktive Ansätze

Mit anderen Worten: man konnte die in Berlin geübte Taktik, politische Kritik durch Demonstration auf die Strasse zu tragen und die Polizei zu provozieren, überall wiederholen; konnte Amerikahäuser stürmen, Vietcongflaggen entrollen, das Bild Ché Guevaras aufhängen, Institute der Universität besetzen, Senatssitzungen sprengen, Rektoratszimmer aufbrechen, sit-ins, teach-ins und viele andere «-ins» veranstalten — doch jede Wiederholung dieses läppischen Terrorismus machte die Sache für die Öffentlichkeit ein wenig langweiliger. Die negative Ideologie führte zu einer negativen Eskalation. Jedermann fragte, «für was» die Studenten eigentlich seien, doch er erfuhr nur, «gegen was» sie waren: gegen die Verzögerung einer Hochschulreform, gegen den Vietnamkrieg, gegen die «grosse Koalition» zwischen Christdemokraten und Sozialdemokraten und gegen die Monopolpresse des Zeitungslords Axel Cäsar Springer. Dies alles liess sich zwar unter dem Schlagwort «Kampf gegen das Establishment» mühelos subsumieren, doch es enthielt wenig konstruktive Ansätze. Der Kampf um die Hochschulreform versandete bald im Zank um die Prozentsätze der Mitbestimmung in den entscheidenden Gremien, splitterte auf in Einzelprobleme — etwa, ob Ingenieure von Staatsschulen gegenüber Ingenieuren der Hochschulen Menschen zweiter Klasse seien. Das waren wichtige Fragen, doch keine, auf die man ein gesellschaftspolitisches Programm bauen konnte.

Der Kampf gegen Springer stellte die Öffentlichkeit vor die Gewissensfrage, wie privates Eigentum in einer Demokratie zu behandeln sei. Obwohl die Gefahr eines Meinungsmonopols generell als ernst betrachtet wurde — eine Lösung auf terroristischem Weg liess sich nicht finden. Und der Versuch schliesslich, dies alles durch ideologischen Unterbau nachträglich zu legitimieren, eine «neue sozialistische Revolution» zu proklamieren, die ihre Berechtigung in historischen Versäumnissen suchte (dem Mord etwa an Rosa Luxemburg nach dem Ersten Weltkrieg) anstatt in drängenden aktuellen Verhältnissen, wirkte akademisch und hilflos. Der Mehrzahl der Deutschen ging es nicht um eine Rückkehr zum Jahr 1919, sondern um eine Bewältigung kommender Zeiten und Aufgaben. Hier konnten die Studenten, wenn sie die Chance begriffen, die Rolle der Schrittmacher spielen. Statt dessen verzichteten sie freiwillig auf jede volksnahe Rhetorik, spielten mit kunstvollen intellektuellen Bausteinen und versuchten dem Mann auf der Strasse «soziolesisch» zu kommen. Er reagierte so negativ darauf, dass schliesslich auch mächtige Gewerkschaften, die das Auftreten der Studenten prinzipiell begrüssten und finanziell förderten, politische Konsequenzen ziehen mussten.

Positive Auswirkung der Unruhen auf die Öffentlichkeit

Die Analyse der Vorgänge klingt deprimierend negativ. Sie kann nicht anders klingen. Die Studenten waren Deutsche, und eine nationale Eigenschaft von uns ist, Teilfragen, die bei ein wenig gutem Willen gelöst werden können, zu «Prinzipien» aufzubauschen und Prinzipien dann zum Ausgangspunkt neuer Ideologien zu machen. Echte Revolutionen verlaufen umgekehrt: Eine neue Ideologie schafft neue Prinzipien, die Anwendung der Prinzipien führt dann zur (meist gewaltsamen) Lösung der Teilfragen. Dass die pluralistisch-föderalistische Struktur der Bundesrepublik ihrer Natur nach gewaltige demokratische Entwicklungen, die sich anbahnen, versanden lässt, weil in diesem Land jeder jeden kontrolliert und ein System der privaten Machtabsprachen den Durchbruch neuer Ideen erfolgreich verhindert, konnte man an dem Modellfall «Hochschulreform» mühelos nachweisen. So paradox es klingt: Obwohl die Studenten bis zuletzt die Frage nach einer rationalen, einheitlich gelenkten, alle elf Bundesländer umfassenden Bildungs- und Ausbildungspolitik vermieden, haben sie doch ihre Mitbürger veranlasst, gerade über diese Frage seither intensiv nachzudenken. Denn offensichtlich lag und liegt bei unseren Universitäten, technischen, pädagogischen sowie anderen Hoch- und Staatsschulen vieles im argen, weil jedes Bundesland seine eigenen Vorstellungen von Kultur

zärtlich hegt, und ganz sicher kommt dieser Umstand wieder dem entgegen, was die Studenten so bitter bekämpfen: der geradezu autoritären Gewalt einzelner Ordinarien und Dekane, die auf engstem Raum durch ein System kollegialer Absprachen ihre Hochschule im Zustand einer scholastischen Autonomie halten — unangreifbar von aussen, «innengesteuert» und selbstgefällig. Hier liegt viel Dynamit in den Kellern der Universitäten, und es war das indirekte Verdienst der Studenten, uns darauf aufmerksam gemacht zu haben.

Nun weiss jeder, dass Studentenunruhen, gefolgt von einer Erregung *aller* Jugendlichen, längst kein Nationalprodukt mehr sind, sondern sich wie seismische Wellen global fortpflanzen. Was in Berlin und Frankfurt geschah, war Jahre zuvor in ganz ähnlicher Form schon in Berkeley passiert und geschah bald darauf wieder in Zagreb, an der Sorbonne oder in Prag. Jugendliche Unruhe um der Unruhe willen, mit stolzem Anspruch «politische Bewusstseinsschärfung» genannt, ist eine Folgeerscheinung des Zweiten Weltkriegs, die weder Sieger noch Besiegte, weder Kombattante noch Neutrale verschonte. Die Jugend spürt, keineswegs nur mit Begeisterung, viel öfter mit Angst, dass etwas Neues heranrückt, mit dem die alten, tradierten Ordnungsmächte und Kleinstdynastien nicht mehr fertig werden. Dem entrüsteten Aufschrei einzelner Politiker und Publizisten, «Warum Angst? Alles geht doch aufwärts in unserer formierten Gesellschaft!», stellt die Jugend die kritische Frage entgegen: «Wie lange aber wird es noch aufwärts gehen?», und es lag tatsächlich vielleicht nur an der falschen Wahl des Zeitpunkts, dass die Studentenrevolte so rasch versandete. Hätten ihre Generalstäbler den Beginn der Aktionen in die erste Phase einer wirtschaftlichen Rezession verlegt (zur Zeit des Schah-Besuchs flaute die Depression schon sichtbar ab), hätten sie auch im breiteren Volk auf mehr Verständnis rechnen dürfen. In solchen Fällen pflegt eins zum anderen zu kommen; wer seinen Arbeitsplatz bedroht sieht, beginnt sich plötzlich für Politik zu interessieren. So betrachtet hat die Bundesregierung auch jetzt wenig Grund, nachts gut zu schlafen. Eine zweite Welle mit einem besseren «timing» kann zum Abbröckeln der Mittelparteien und einem Erdrutsch nach links und rechts führen. Anzeichen dazu sind bereits vorhanden; nur die politisch Ahnungslosen leugnen, dass zwischen Links- und Rechtsdrall keinerlei politische Beziehungen bestehen.

Faschistoide Universitäten — oder «Hackordnung»?

Hängen also die deutschen Unruhen mit einer internationalen Bewegung der Jugend zusammen (völlig verschieden von dem, was man in Deutschland als «Jugendbewegung» immer noch nostalgisch preist), so gab es

dabei doch spezifisch deutsche Eigentümlichkeiten. Von den kleinen Machthabern in einem Land ohne verbindlichen Ausbildungsplan für die Jugend wurde schon gesprochen. Ebenso gravierend ist, dass von den ehemaligen Achsenstaaten die Bundesrepublik am beharrlichsten das Odium mitschleppt, im Grund ihres Herzens «faschistoid» zu sein. Zweiundzwanzig Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs zog die deutsche Jugend mit dem Kampfgeschrei auf die Strasse, es gelte jetzt endgültig die Überreste des Nationalsozialismus auszuräumen. Mit welcher Kenntnis, mit welchen Erfahrungen, mit welchem Recht tat sie das? Gibt es bei uns die oft apostrophierten «braunen Universitäten», faschistische Ballungen in der Industrie, in Parteiapparaten, öffentlichen Diensten oder Bildungsanstalten?

Die Antwort lässt sich der Altersgliederung in der Bundesrepublik entnehmen. Rechnet man im Einverständnis mit deutschen Statistikern «Jugend» bis zum 25. Lebensjahr (wo der Begriff «jungerwachsen» endet), dann kann als alter Nazi nur bezeichnet werden, wer 1933 bereits das Alter von fünfundzwanzig Jahren erreicht hatte. In Wirklichkeit wissen wir, dass die entscheidenden Leute zu Hitlers Zeit noch aus einer früheren Schicht kamen, und dass sie gerade die sogenannten «weissen Jahrgänge» (1901 bis 1909) generell als unzuverlässig betrachteten. Sicherlich haben beim industriellen Aufbau in Deutschland nach 1948 noch zahlreiche Funktionäre und Gesinnungsnationalsozialisten mitgewirkt; sie sind aber inzwischen überaltert, zurückgetreten, emeritiert. Was jetzt den älteren Jahrgängen angehört, hat den Nationalsozialismus weniger als Nutzniesser denn als Opfer erlebt. Darauf deutet auch hin, dass die Zahl der Kriegstoten und -verwundeten in den Jahrgängen 1910 bis 1922 um ein Vielfaches höher ist als in allen vorangehenden Jahrgängen. Nun haben die verspäteten Prozesse gegen Kriegsverbrecher zweifellos ergeben, dass es noch eine Anzahl von Gesinnungstätern, freiwilligen oder beflissenen Helfern bei Unrechtstaten in öffentlichen Stellungen gibt. Doch man muss die Kirche im Dorf lassen: soweit sie nicht Greise sind, handelt es sich um eine verschwindend geringe Zahl, die politisch irrelevant ist. Viel beunruhigender erscheint, dass bei neuen rechtsradikalen Bewegungen gerade junge Leute eine Rolle spielen. Nach «alten» Nazionalsozialisten zu jagen, mag ein Vergnügen eigener Art darstellen. Ob es politisch klug oder nützlich ist, bleibt zu bezweifeln.

Der unregelmässige Ablauf der «Denazifizierung» in Deutschland hat vor allem an den Hochschulen, möglicherweise nur noch hier, überlieferte Ressentiments aus weit zurückliegenden Epochen sorgfältig konserviert und weitergegeben. Diese Eigentümlichkeit verdient genauere Betrachtung, weil sich dabei Fehlhaltungen einstellten, die nichts mehr mit einer Wiedergutmachung von Unrecht zu tun hatten, sondern mit einer Art Privatkrieg der

Gelehrten. Auf das politische «screening» der Jahre 1945/48 war eine Periode gefolgt, in der alles vergessen schien; diese wurde später abgelöst durch eine neue Welle der Vergangenheitsbewältigung. Im breiten Volk hatten sich inzwischen demokratische Haltungen, zumindest äusserlich, durchgesetzt. Patriarchalische Familientyrannei oder Betriebsführung gibt es bei uns noch wie in anderen Ländern, hat aber nichts mit faschistoider Gesinnung zu tun. In Staat und Regierung, in wichtigen Industriebetrieben, die ja auch fast immer international verflochten sind, in den Parteiapparaten und öffentlichen Diensten spielen unbelehrbare Männer mit politischer Vergangenheit sicher keine entscheidende Rolle mehr. Nur an den Universitäten kann, wer will und Ohren hat, erleben, wie sich auf Grund vergangener Meriten oder Verfehlungen etwas bildete und peinlich aufrechterhalten wurde, was die Verhaltensforscher eine «Hackordnung» nennen. Da gibt es eine sehr kleine Zahl von Remigranten, die politisch makellos sind, weil sie dem Staat Hitlers entschlossen den Rücken kehrten. Daneben Professoren, die bereits 1933 in die NSDAP eintraten, andere, die dies erst nach Wiederöffnung der Partei 1938 taten, noch andere, die dem drohenden Zugriff der Partei durch Übernahme eines Amts in einer Wehrmachtsdienststellung entflohen, und so fort. Jeder hat eine bestimmte Position und verteidigt sie, nur wenige — und zweifellos die menschlich angenehmsten — Professoren geben offen zu, dass sie damals irrten. Es gibt obendrein sogenannte Hunderteinunddreissiger, die erst auf Grund eines Paragraphen wieder in die Nachkriegsuniversität eingegliedert wurden, und wer den Rundgang durch eine Fakultät macht, hört viele böse Worte. Der Professor des Jahrgangs 1938 beklagt sich über einen Kollegen, der «als Nazi Professor wurde, während ich meine wissenschaftliche Qualifikation bereits vor dem Eintritt in die Partei abgelegt hatte», der Mann, der als Aerodynamiker in die Luftwaffe ging, freut sich diebisch über seine weisse Weste, und der Hunderteinunddreissiger an einer neuen deutschen Hochschule verblüfft alle Gäste eines halbamtlichen Cocktail-Empfangs dadurch, dass er sie nacheinander in eine stille Ecke zieht und ihnen erklärt, er sei einmal Hauptsturmführer bei der SS gewesen. Auf die Frage, warum er das tue, antwortet er sarkastisch, «ich wollte, dass Sie es *von mir* erfahren». Er tut dies nicht nur Deutschen, sondern auch Ausländern gegenüber, wohl wissend, dass die Kollegen den Gast ohnehin bald über die politische Vergangenheit des schwarzen Schafs aufklären werden. Es gibt darüber hinaus noch andere Möglichkeiten, politische Vergangenheit in Macht umzusetzen — etwa, wenn man verdächtige Kollegen durch Studenten und Assistenten systematisch bespitzeln lässt! —, und das ganze System ist so naiv, schamlos und selbstverständlich, dass sich niemand mehr über die Jugend wundert, die glaubt, Rückkehr zu Rosa Luxemburg und eine zweite Säuberung der Universität von potentiellen SA-Leuten sei der Start in eine neue Zukunft.

Dies ist sicher nur ein, aber im Effekt sehr wichtiger Faktor in den deutschen Studentenerhebungen. Er stempelt, auch das muss gesagt werden, die Aufstände an deutschen Hochschulen vorerst als obsolet ab. Während sich anderswo die Jugend nach vorn bewegt und nach neuen nationalen oder internationalen Lösungen von Zeitproblemen fragt (Welthunger, UNO, Übervölkerung der Erde, Abrüstung, ABC-Krieg, Prosperity-gap zwischen technischen und nicht-technischen Nationen), wird das Feld bei uns (wieder einmal) von Pseudoideologen und weltanschaulichen Kleinbastlern beherrscht. Wer sich die Mühe macht und den Strom von Broschüren, Taschenbüchern, Flugblättern und Zeitschriftenartikeln liest, die laufend publiziert werden, darf glauben, wir seien tatsächlich noch einmal in jene «goldenen zwanziger Jahre» zurückgekehrt, die den Initiatoren der Fehlsteuerung so unvergesslich schön erscheinen — obwohl wir längst über die Ambivalenz jener Epoche *vor* Hitler unterrichtet sind.

Dies stellt keinen Generalpardon für die herrschenden politischen und gesellschaftlichen Kreise der Bundesrepublik dar. Es ist vielmehr die andere Seite der gleichen Münze. Man hat Deutschland nach dem Krieg nicht nur reich, sondern auch wohlanständig gemacht und eine Gesellschaft «formiert», in der es sich gut und konformistisch leben lässt. Noch keine Jugend der Geschichte hat längere Perioden des Konformismus ertragen, ohne erbittert zurückzuschlagen, und in dieser Beziehung unterscheidet sich der dreiundzwanzigjährige Deutsche nicht von seinen «peers» in den USA, Japan, Indien oder Südamerika. Er ist nicht nur erbittert, er hat auch Angst, existenzielle Lebensangst. Man hat ihn wie den Kronprinzen eines fernen Shangri-La erzogen, mit Taschengeld, Kleidung, Autos, Tanzvergnügen und anderen, weniger harmlosen Vergnügungen reich beschenkt, hat ihn durch endlose Jahre einer Schulung, «Bildung» genannt, gehetzt. An der Schwelle der Mündigkeit angelangt, sieht er, dass die Welt anders ist, als sie ihm dargestellt wurde. Sie wird nicht nur reicher, wie seine nächste Umgebung, sie leidet auch, in der Ferne, Hunger. Sie bietet Aufstiegsmöglichkeiten, aber nur dem, der sich konformistisch und reibungslos dem Apparat anpasst. Eigene Ideen sind nicht gefragt, es sei denn, er betätigt sich auf irgendeinem kulturellen Randsektor, eigene Initiative, mit einem alten Wort Mut genannt, muss zurücktreten hinter der ängstlichen Sorge für den allerkleinsten Bereich, in dem er wirkt. Neue Gedanken sind in den Reden der Politiker so selten wie Gras auf einem Gletscher, Philosophie ist im wesentlichen die Aufarbeitung unbewältigter Fehlhandlungen, an denen er nicht beteiligt war, Naturwissenschaft wird zum Anwenden fester Regeln, die erlernt werden müssen, ohne jede Transzendenz. Jene grossartigen, gewaltigen Jahre, in denen Naturwissenschaft einmal als der Schlüssel für eine neue Welt- und Lebensgestaltung erschien, sind tot, die Metaphysik des Machbaren beherrscht das Feld.

Deprimierende Situation des Jugendlichen

Auch wenn wir heute wissen, dass viele technische Hoffnungen der Vergangenheit sich nicht erfüllten, ist dies ein Grund, *alle* Hoffnung fahren zu lassen? Kann eine Jugend ohne Hoffnung, ohne Mut, ohne Abenteuer und ohne Aufbruch in die eigene Zukunft existieren? Sie kann es nicht. Der Zustand «Jugend», unabhängig von dem, was Anthropologen und Statistiker definieren, wird von zwei seelischen Erlebnissen bestimmt: Angst und Erwartung. Die moderne Gesellschaft, nicht nur in der Bundesrepublik, hier aber besonders deutlich, hat sich bemüht, der Jugend ein Beispiel des Lebens ohne Angst vorzuexerzieren und ihre Erwartungen frühzeitig in feste Kanäle zu lenken. Die junge Generation reagiert darauf mit Unruhe. Treffen viele Jugendliche zusammen, reagieren sie gemeinsam, und der Anschein einer Revolte ist gegeben. Füttert man sie obendrein mit Ressentiments, werden sich daraus Haltungen entwickeln, wie sie zu Beginn dieses Beitrags beschrieben wurden.

Die Gesellschaft in den überzivilisierten Ländern wird, physikalisch gesprochen, zur «inerten» Masse, die keine Impulse mehr ausstrahlt und nur noch schwerfällig auf fremde Impulse reagiert. Die Jugend in solchen Gesellschaften wird sich immer mehr von den Erwachsenen unterscheiden, weil sie ihrer Definition nach impulsiv und beweglich, antreibend und aufnahmefähig zugleich bleibt. Erhält sie keine Impulse mehr von den eigenen Eltern — oder, was in Deutschland immer deutlicher wird, von den «älteren Brüdern» —, wird sie sich anderswo nach neuen Lenkungen umsehen. Der deutsche Student, der «Ho-Tschi-Minh» brüllt, wenn er durch die Strassen läuft, Sätze des Vorsitzenden Mao wie eine Bibel liest und von einem Ché Guevara träumt, den es in unserem Land weder gibt noch geben kann, ist ein Beispiel dafür. Manche sehen darin eine grosse Hoffnung; doch es besteht ebensoviel Gefahr.

Wo sich die Fronten zwischen jung und alt immer mehr versteifen, Abwehr- und Protesthaltungen zu Reflexen werden, die sich auf immer jüngere Gruppen automatisch übertragen, kommt es eines Tages zum Bruch. Der so sorgfältig aufgebaute, hedonistische Gesellschaftsbetrieb hört auf zu funktionieren, weil das System nicht mehr lebensfähig ist. In Deutschland mit seiner hastig aufgebauten Nachkriegsgesellschaft erscheint diese Gefahr grösser als in anderen Ländern.